



LAUTSTARK

Das Sprachrohr von und für Menschen mit Behinderung



Reisebericht

Jordanien und die Akzeptanz von Menschen mit Behinderung

Lebensgeschichte

Berufsfindung mit Handicap

uvm.

MENSCHENRECH
TUN-KONVENTIO
NSELBSTBESTIM
MUNGWUNSCHU
NDWAHLRECHT
PERSÖNLICHESS
ISTENZINKLUSIO
NWÜRDEBARRIE
REFREIHEITTEIL
HABEINDERGESE
LLSCHAFT

„Es ist geboren!“

Ich begrüße euch herzlich zur Erstausgabe des neuen Magazins LAUT**STARK**. Mein Name ist Erwin Brandl und bin im August 50 Jahre alt geworden. Ich habe eine Behinderung, die nennt sich spinale Muskelatrophie nach Werdnig-Hoffmann, bin dauerbeatmet und rund um die Uhr auf Assistenz angewiesen.



im Oktober 2013 wurde ich zum Vorstandsmitglied der Vereinigung Integrations-Förderung e.V. (VIF e.V.) gewählt. Ein großes Thema bei der VIF ist die Öffentlichkeitsarbeit. Bei einer Sitzung kam die Idee auf, eine Art Sprachrohr zu schaffen, durch das sich Menschen mit Behinderung öffentlichkeitswirksam artikulieren können. Der Startschuss für ein politisch und institutionell unabhängiges Magazin mit dem schönen Titel LAUT**STARK** war gegeben. Die persönlichen Erfahrungen, Ansichten und Perspektiven der betroffenen Menschen selbst, die zum Thema Behinderung etwas sagen möchten, sollen dabei im Vordergrund stehen.

LAUT**STARK**, genau das wollen und müssen wir sein. Laut und stark. Nicht um einfach der Randalen wegen, sondern weil wir auf unsere Situation aufmerksam machen und Gehör finden wollen.

Die Idee zur Gründung eines Magazins hat mich sofort begeistert, weshalb ich die Organisation und redaktionelle Leitung nun gerne übernehme.

Seit mehreren Jahren engagiere ich mich in einer Gruppierung, die sich „BRK von unten“ nennt. BRK steht hier für die UN-Behindertenrechtskonvention. „BRK von unten“ macht u. a. durch diverse Aktionen auf unsere Situation bzw. auf herrschende Missstände aufmerksam.

Ein Magazin, das sich auf unterhaltende und interessante Art aus Sicht der Betroffenen und Engagierten für die Belange von Menschen mit Behinderung einsetzt, stellt für mich wieder eine neue und interessante Herausforderung dar.

Bald merkte ich aber, dass das gar nicht so ein-

fach ist. Es stellten sich sehr schnell die Fragen: „Wie gestalte ich das Ganze und mit welcher Software? Wie komme ich zu den Beiträgen? Wer macht noch mit in der Redaktion? Wer hilft mir und ist dabei?“

Doch wozu kennt man Menschen, die einen gern unterstützen und helfen wollen? An dieser Stelle vielen herzlichen Dank an alle, die mir bei der Verwirklichung dieses Magazins geholfen haben!

Nun haben wir unsere erste Ausgabe veröffentlicht und ich denke für den Anfang haben wir uns gut geschlagen!

It's born - aber auch in Zukunft wird LAUT-**STARK** von der Unterstützung Vieler, euren Anregungen und Ideen, und besonders von euren inhaltlichen Beiträgen abhängen, damit es mit Leben erfüllt wird. Born to be alive!

Viel Spaß beim Lesen,
euer Erwin

LAUTSTARK 12-2014

■ LAUTSTARK		Ein Polio-Märchen	
Editorial	01		
Inhaltsverzeichnis	03	■ Reisebericht	
Team und Impressum	27	Jordanien und die Akzeptanz von Menschen mit Behinderung	14
■ Lebensgeschichte			
Berufsfindung mit Handicap	04		
■ Ernst bis zynisch			
Alle Jahre wieder - Aussichten auf Weihnachten	12		
„Spare in der Zeit, dann hast du in der Not.“	20		
Dollmäns und Semmelfalter -	23		

Berufsfindung mit Handicap

von Marion Jurgovsky

Ich war 16 Jahre, als ich meinen Hauptschulabschluss ohne Quali und sogar ohne Englisch in der Hand hielt, und hatte keine Ahnung, was ich nun anfangen sollte. Meine Eltern hatten für mich die Berufsfachschule ausgesucht, wo ich nach einem Abschluss als Bürokräft hätte arbeiten können. Ich nahm diesen Vorschlag an, ging zur Aufnahmeprüfung, die ich bestand und schrieb während des folgenden Schuljahres die besten Noten aller Zeiten. Als ich am Ende dieses Jahres auf die Wirtschaftsschule wechseln wollte, begann einer der größten Konflikte meines Lebens. Da ich noch nicht volljährig war, brauchte ich für den Schulwechsel eine Einverständniserklärung meiner Eltern, die ich nach vielen Auseinandersetzungen auch bekam. Nun war ich also auf der Wirtschaftsschule, wo natürlich auch Englisch auf dem Stundenplan stand. Ich erreichte dort letztlich die Mittlere Reife, wenn auch mit weniger guten Noten. Gegen Ende dieser Schule gab es wieder harte Diskussionen um meine berufliche Zukunft. Ich wollte nun nichts mehr von all den kaufmännischen Dingen wissen. Mein großes, idealisiertes Ziel war es nun, im sozialen Bereich zu arbeiten. Dazu wollte ich auf



Marion Jurgovsky

den sozialen Zweig der Fachoberschule (FOS). Mein damaliger Lehrer unterstützte mich in dieser Idee. Mit meinen Eltern führte ich wieder lange schwere Gespräche. Schließlich besuchte ich die FOS. Mir fehlten Grundlagen in Mathematik, da dieses Fach in der Wirtschaftsschule nicht unterrichtet wurde. Also wiederholte ich die 11. Klasse. Meine Eltern bezahlten meine Nachhilfe. Am Ende der 12. Klasse habe ich die Schulfremdenprüfung (die Schule war nicht staatlich anerkannt) bestanden. Damit hatte weder ich, noch sonst jemand gerechnet. Für die Zukunft gab es keinen Plan. Da mein Zeugnisdurchschnitt alles andere als berauschend war, drehte ich nun eine „freiwillige“ Ehrenrunde. Natürlich hätte ich mich auf der Fachhochschule anmelden können, aber das habe ich nicht getan.

Nach meiner Ehrenrunde erreichte ich genau den gleichen Durchschnitt noch mal. Und wieder wusste ich nicht wohin. Ich entschied mich für eine Berufsfindungsmaßnahme in Heidelberg. Immer noch hatte ich den großen Wunsch nach einem Beruf im sozialen Bereich. Es war allerdings schon ein Kampf, bis ich mich in Heidelberg überhaupt darin erproben durfte. Das Ergebnis fiel dementsprechend aus. Ich sollte unbedingt wieder ins Kaufmännische. Der Kompromiss, der letztendlich zustande kam, hieß „Verwaltungsfachangestellte“. Wegen meines langsamen Arbeitstempos wurde ich im Berufsbildungswerk in Neckargemünd nicht aufgenommen. Also begann ich meine Ausbildung in Neuwied (in der Nähe von Koblenz). Um die lange Wartezeit bis zum Beginn der Ausbildung sinnvoll zu nutzen, wurde mir die Teilnahme an einem Förderlehrgang ermöglicht.

Zu Hause erhielt ich ein Prospekt vom Berufsbildungswerk Neuwied. Es war ein klassisches Hochglanzprospekt, das alle Einrichtungen dieser Art erstellen. Ich konnte mein schlechtes Gefühl gegenüber dieser Einrichtung lange nicht begründen, aber dieses Gefühl wurde bei weitem übertroffen.

Alles begann mit einem harmlosen Fehlstart. Ich erhielt einen Anreisetermin. Meine Eltern gaben einen Koffer für mich bei der Post auf, damit ich den nicht im Zug transportieren musste. Bald darauf teilte das BBW mit, dass sich der Beginn der Maßnahme verschieben würde. Eine derartige Terminplanung könnte von mir durchaus übertroffen werden. Der Koffer kam zurück. Der zweite Anlauf klappte dann.

Die Zugfahrt dauerte ca. fünf Stunden. Ich hatte Glück, denn von Ingolstadt fuhr ein Zug bis Koblenz durch. Die Strecke von Koblenz nach Neuwied war nicht weit. Und dann musste ich noch mit dem Bus fahren. Schließlich kam ich an. Ein rotes, großes Haus außerhalb der Ortschaft, also mitten im Grünen.

An der Pforte wies ein Schild darauf hin, dass sich Besucher anmelden müssen. War ich Besucher? Ich meldete mich an und erhielt die Aufforderung, mich gegenüber der Pforte zu setzen. Wenig später kam ein Sozialpädagoge, der mich mit meinem Koffer auf ein Zimmer brachte. In diesem Zimmer sah eine Sozialpädagogin vorbei, nannte mir ihren Namen und zählte einige Regeln auf, die hier herrschten.

Einige Hausregeln

Heute erinnere ich mich nicht mehr an alle Regeln. Ich weiß noch, dass es einen internen und externen Ausgang gab, den man beantragen konnte. Dazu musste man dem Sozialpädagogen bzw. der Sozialpädagogin sagen, wie lange man wohin wollte. Der interne Ausgang war dafür gedacht, dass man sich nach 23:00 Uhr auf einer anderen Internatsgruppe aufhalten konnte. Der externe Ausgang war für den Aufenthalt außerhalb der Einrichtung. Bei dieser Regel wurde kein Unterschied zwischen einem Erwachsenen und einem Jugendlichen gemacht. Zu dieser Regel gab es eine Ausnahmeregel. Im Erdgeschoss gab es einen Bereich, der abends für Freizeitangebote genutzt wurde. Nach bzw. um 22:30 Uhr musste dort gekehrt werden. Da dieser Kehrdienst im ganzen Haus rundum ging, waren die Einzelnen nicht

so häufig dran.

Oben habe ich erklärt, dass die Einrichtung außerhalb der Ortschaft liegt, was eine Trennung von Menschen mit Behinderung von der Gesellschaft förderte. Innerhalb der Einrichtung gab es ebenso eine Selektion. Auf einer Etage hatten diejenigen ein Zimmer, die als selbstständig eingestuft wurden, eine andere Etage war für Pflegebedürftige und eine für die, die

irgendeinem Grund war ich von dieser Regel ausgenommen. Die Reinigungskraft räumte mein Zimmer auf, während ich in der Ausbildung war. Ich musste also hinnehmen, dass jemand während meiner Abwesenheit in meinen Sachen herum räumte. Da ich nun mal schon immer sehr unordentlich war und bin, akzeptierte ich das. Dennoch störte es mich, da ich das als Eingriff in meine Privatsphäre empfand.



Marion Jugovsky kämpft dafür, dass Menschen mit Behinderung ein selbstbestimmtes Leben führen können

als verhaltensauffällig oder psychisch krank beurteilt wurden.

Auf meiner Etage, und ich glaube im ganzen Haus waren regelmäßige Zimmerkontrollen üblich, bei denen es um die Sauberkeit ging. Diese wurden vorher angekündigt. War das Zimmer nicht in Ordnung, wurde zunächst eine Frist gesetzt, in der etwas nachgebessert werden konnte. Erfolgte diese Nachbesserung nicht, musste eine Gebühr bezahlt werden. Aus

Aber nach meiner persönlichen Bewertung verliert jeder Mensch, der sich in solch eine Einrichtung begibt, zwangsläufig sofort seine Privatsphäre, und zwar nicht nur durch das Handeln der Einrichtung, sondern auch durch die Vorgaben der Kostenträger. Ich wurde regelmäßig mit sogenannten Selbsteinschätzungsbögen konfrontiert, die u. a. nicht davor halt machten, nach meiner sexuellen Orientierung und meinem Verhältnis zum anderen

Geschlecht zu fragen. Auch relativ harmlose Fragen nach verschiedenen Fähigkeiten wurden gestellt. Ich verweigerte diese Bögen komplett. Mir schnürte dieses Ding die Kehle zu. Jedes mal, wenn ich mich daran setzte, schien es mir ohnehin unmöglich, das Kreuzchen richtig zu setzen (-Es war alles zum Ankreuzen.) Schließlich ist vieles von der Tagesform und vielen weiteren Faktoren abhängig. Alle anderen füllten diese Bögen zähneknirschend aus. Aber wer solche Informationen von mir haben wollte, der sollte gefälligst mit mir reden, anstatt mir so was vor die Nase zu knallen. Obwohl ich deutlich auf meine Mitwirkungspflicht hingewiesen wurde, wurde meine Weigerung letztlich hingenommen.

Zurück zu den Regeln und Gepflogenheiten dieser Einrichtung: in regelmäßigen Abständen fanden so genannte Reha-Teams statt.

Hierzu setzten sich Mitarbeiter/-innen aus den unterschiedlichen Bereichen des Hauses mit dem Sozialdienst und dem sogenannten Reha-Berater zusammen, um sich über den derzeitigen Stand des Betreffenden auszutauschen. Ich erinnere mich daran, dass ich zunächst vor dem Büro des Sozialdienstes warten musste, bis mich jemand herein bat. Ich fühlte mich dabei wie ein kleines Kind, das auf den Nikolaus wartete. In dem folgenden Gespräch wurden meine Stärken und Schwächen aus der Sicht der Beteiligten dargelegt. Meine eigene Einschätzung wurde angehört, aber nicht wirklich ernst genommen. Später hat sich das immerhin insoweit geändert, dass die Betroffenen von Anfang an dabei waren.

Ein Kalauer dieser Einrichtung nannte sich: „BOMBENALARM“. Das kam nicht all zu oft vor, aber zu jeder Tages- und Nachtzeit. Es ging einfach eine Sirene los, und alle mussten aus dem Haus. Vom Hauseingang zur Straße war ein ansteigender geteilter Weg. Über der Straße war die Bushaltestelle. Ein unebener, steiler Weg führte zur Gärtnerei. Dort war der Sammelplatz. Bei einem solchen Alarm mitten in der Nacht bin ich dort gestürzt.

Hinderliches

Es gab hier noch einige kleinere Stolpersteine, die einem das Leben als Hindernisparcours erscheinen ließ. Nach der Ausbildung, die von 7:45 Uhr bis 16:45 dauerte, stand manchmal ein Programm des Internates auf dem Plan. Wöchentlich waren alle auf der Gruppe verpflichtet, an einem Gruppenabend teilzunehmen. Da liefen die üblichen Wohngruppengespräche: „Wer hat die Küche so hinterlassen“

In regelmäßigen Zeitabständen fand eine Grundreinigung der Küche statt, natürlich abends nach der Ausbildung. Zum Glück nicht so oft.

Wer Wäsche waschen wollte, war auf einen Sozialpädagogen bzw. einer Sozialpädagogin angewiesen, der einem gegen Pfand einen Schlüssel zum Waschraum aushändigte, wenn noch einer da war. Wer seine Post holen wollte, war ebenfalls auf ihre/seine Anwesenheit angewiesen. Wann das Bett frisch zu beziehen war, wurde vom Haus vorgegeben.

Und noch ein Punkt zum Abschluss

Ständig wurde einem vorgehalten, dass wir die Steuerzahler viel Geld kosten. Entsprechende Vorhaltungen hörte ich in der Ausbildung und im Internat. Bei vielen Konflikten wurde dieses Argument angeführt.

Tatsache ist, dass eine solche Rehabilitationsmaßnahme viel Steuergeld kostet. Aber keiner hinterfragt die Kostenursache. Wäre nicht eine inklusive Ausbildung mit Assistenz am Heimatort günstiger? Ich denke heute dazu: „Der Steuerzahler lässt die Ausgrenzung von Menschen mit Behinderung eben was kosten!“ Damals hat mich das getroffen. Ich war also böse gesagt ein verkrüppelter Unkostenfaktor der hart arbeitenden Steuerzahler. Gleichzeitig wurde ich von einer Sozialpädagogin als „Luxusweib“ betitelt. Das war wohl scherzhaft gemeint, kam aber anders an. Hintergrund dafür war wohl, dass ich von Anfang an ein Einzelzimmer bekam. Die meisten mussten sich im ersten, manche auch noch im zweiten Lehrjahr das Zimmer mit ein bis zwei Leuten teilen. Dennoch die Frage: Wenn dieses Zimmer, das für mich durchaus in Ordnung war, Luxus gewesen sein sollte, was war dann angemessen? Und wie wohnte wohl die Dame, die mich so betitelte?

Mein trügerischer Lichtblick

Es gab eine Chance, aus diesem engstirnigen und überreglementierten Internat herauszukommen: Jede/r konnte einen formlosen Antrag auf einen Platz im Außenwohnen stellen. Natürlich habe ich das sofort gemacht. Es

gab da ein Prozedere der Aufnahme, an das ich mich nicht mehr erinnere. Jedenfalls wurde ich aufgenommen. Das war für mich ein Triumph, ein Sieg und endlich die Aussicht auf Freiheit. Tatsächlich hatte ich in der Außenwohngruppe viel mehr Freiheiten. Wir wohnten in einem Haus mit Garten und einem kleinen Teich. Das Haus lag im Ort und war nicht weit von der Bushaltestelle entfernt. Es war also ohne Probleme möglich, beispielsweise an Dorffesten teilzunehmen.

Es gab auch hier einmal wöchentlich einen Gruppenabend. Dieser Abend war damit ausgefüllt, Abrechnungen zu erstellen. Es genügte nicht, anhand von Kassenzettel darzulegen, wie viel man ausgegeben hatte, man musste auflisten, wie viel man für Nahrungsmittel, Pflegeartikel, Putzmittel u. a. ausgab. Es war nicht nur eine totale Kontrolle, sondern zeit- und energieraubend. Dass das eine Methode sein kann, um Menschen dem Umgang mit Geld nahe zu bringen, ist das eine, dass dieses Verfahren wieder kategorisch für alle gleich angewendet wurde, das andere. Wieder fehlte die Individualität in der Betreuung.

Ein wirklich großes Problem war in dieser Zeit für mich die Ernährung. Da ich mich aufgrund meiner Spastik nicht an heiße Herdplatten traue, habe ich nie gekocht. Anfangs habe ich mir mit belegten Broten geholfen. An den Tagen, an denen ich in der Ausbildung war, konnte ich in der Kantine essen. Mein Sozialpädagoge organisierte, dass ich an den Wochenenden und an Urlaubstagen in einem benachbarten Wohnheim für Menschen mit Behinderung am Mittagessen teilnehmen konnte. Ich sollte

mich eben immer nur dann abmelden, wenn ich nicht komme. Und es gab nichts, was ich so genau nahm und so gewissenhaft erfüllte. Deshalb traf es mich wie aus heiterem Himmel, als mir in einem dieser Reha-Teams vorgeworfen wurde, ich würde da nicht hingehen. Und als ich mich rechtfertigte, war es so, als würden meine Worte nicht gehört. Ich bekam keine Chance, diese Fehlinformation zu korrigieren.

Das Ende

In der Wohngruppe gab es die üblichen Reibereien. Also wurden nun die Aufgaben auf die Einzelnen verteilt. Diese Verteilung erhob den Anspruch auf Gleichheit (jeder sollte möglichst gleich viel übernehmen), ohne jegliche Berücksichtigung der unterschiedlichen körperlichen Einschränkungen. Da konnte ich nicht mithalten, und geriet in eine Krise, aus der ich nicht mehr herauskam. Letztlich endete das alles mit einem Abbruch der Ausbildung.

Ich bin mir bis heute nicht sicher, ob mein Scheitern in der Ausbildung darauf zurückzuführen ist, dass ich den Stress nicht ausgehalten habe, oder ob es einfach an dem strengen und sehr sachlich-kühlen Betriebsklima lag.

Im Abschlussbericht des Berufsbildungswerkes steht natürlich, dass ich mit Stress nicht umgehen kann, und deshalb unbedingt eine Behindertenwerkstatt zu empfehlen ist. Wenn ich mich erholt hätte, könnte ich höchstens noch eine Ausbildung zur Bürokraft machen. Ich habe das als Demütigung empfunden. Die Einschätzungen dieser Einrichtung wurden

von dem Arbeitsamt so übernommen.

Danach

Ich sah zunächst keine Chance, den „Experten“ etwas entgegenzusetzen. Ich nahm einen Platz in einer Werkstätte für Menschen mit Behinderung an. Meinen Wohnplatz fand ich in einer anderen Einrichtung, in der es zum Glück ein verständnisvolles und humorvolles Miteinander gab. Sowohl in der Werkstätte, als auch in meiner Wohngruppe wurde mir jetzt zum Studium geraten. Ich schrieb mich ein, und habe letztlich ein gutes Diplom erhalten.

Meine Wünsche für die Zukunft in diesem Zusammenhang

Nach meiner Erfahrung gehen die Institutionen, die damit beauftragt sind, Menschen mit Behinderung bei ihrer Berufsfindung zu unterstützen, nur sehr unzureichend auf die einzelnen ein. Es scheint so, dass bestimmten Arten von Behinderungen bestimmte Berufe zugeordnet werden. Mehr Offenheit in der Berufsberatung ist aus meiner Sicht dringend erforderlich.

Es wird sehr viel über Inklusion diskutiert. Da erscheint es doch konträr, dass Menschen mit Behinderung eine berufliche Ausbildung überwiegend in „Sondereinrichtungen“ erhalten. Eine Ausbildungsstelle in üblichen Stellen in Verbindung mit einer Assistenz in der Wohngegend hat viele Vorteile. Denn so hat der Auszubildende Kontakt in seinem Ort, seiner Umgebung. Die verschiedenen Lebensbereiche

bleiben für sich bestehen, und werden nicht miteinander vermengt. Was im Wohnbereich zu regeln ist, bleibt im Wohnbereich, und wird nicht dem Ausbilder oder anderen offenbart. Damit bleibt die Privatsphäre besser geschützt.

Aufgrund persönlicher Voraussetzungen mag es sein, dass manche Menschen mit Behinderung den Rahmen einer Einrichtung brauchen, um ein Ausbildungsziel und andere Fähigkeiten zu erwerben. Dadurch haben die Einrichtungen ihre Existenzberechtigung. Doch dazu sollten einige strukturellen Bedingungen beachtet werden. Jedem Menschen muss eine Privatsphäre zugestanden werden: Schließlich ist dies ein festgeschriebenes Grundrecht. Es muss doch jedem möglich sein, einen Raum für sich zu haben, wo sicher ist, dass niemand anders ohne Zustimmung der Bewohner Zutritt hat. Einzelzimmer sollten jedem Menschen in einer stationären Einrichtung zur Verfügung stehen, und nicht als „Luxus“ angesehen werden. Ständige Vorhaltungen über die Kosten, die ein Mensch mit Behinderung in solch einer Einrichtung verursacht, sind wirklich nicht zum Ansporn geeignet. Sie dienen eher der Abwertung und Herabsetzung von Menschen. Diesbezüglich ist mein Wunsch, dass solche Äußerungen völlig unterlassen werden, wenn nötig durch dienstliche Anweisung. Denn in

meinen Augen geht es hier um die Anerkennung der Würde der Menschen, die solchen Einrichtungen leben. Ein (Un)Kostenfaktor hat keine Würde.

Eventuellen willkürlichen Handlungen muss Einhaltung geboten werden. Damit meine ich, dass Handlungen des Personals jederzeit wirksam durch die Auszubildenden kritisiert werden



kann. Dazu haben zwar viele Einrichtungen einen Ombudsmann, aber das allein reicht nicht aus, zumal dieser oft nur in größeren zeitlichen Abständen ins Haus kommt, zumindest in Neuwied war das so. Viel wichtiger ist, dass der Mensch mit Behinderung ernst genommen wird, dass in Konfliktsituationen dessen Wort genauso angehört und ernstgenommen wird, wie das der Mitarbeitenden.

Und noch eine wesentliche Bedingung

Solche Einrichtungen müssen barrierefrei gebaut sein. Das erfüllen wohl alle Einrichtungen innerhalb ihrer Häuser, aber nicht in ihrer

Umgebung. Wenn ein solches Haus in grüne Hügellandschaften gebaut wird, ist das nichts anderes, als ein Gefängnis für alle die, die mit ihrem Rollstuhl keine Steigungen aus eigener Kraft bewältigen können. Auch hier wird Inklusion im wahrsten Sinne des Wortes verbaut. Wenn schon diese Einrichtungen, dann doch bitte möglichst in der Ortsmitte.

Alle Jahre wieder - Aussichten auf Weihnachten

von Inge Plangger

Auf meinem Wunschzettel für Weihnachten, was stünde da, wenn ich mal ganz unrealistisch, unsinnig und wild drauf los wünschen könnte?

An die erste Stelle würde ich einen Roboter für Tätigkeiten setzen, die nicht durch Bedürfniszurücknahme entfallen können. Tätigkeiten wie Aufstehen, Ankleiden, Toilette, Kochen und Zubettgehen, die mich täglich mit der Tatsache konfrontieren, dass ich nicht um Unterstützung herum komme. Auch nicht an Weihnachten und anderen Feiertagen. Die Behinderung zieht sich einfach ebenso konsequent wie gnadenlos durch alle saisonalen Highlights mit durch. Es gibt da keine Freistellung. Aber niemand will gerne arbeiten in Ferienzeiten, die da wären: Weihnachten, Sylvester, Ostern, Sommerferien? Mit so einem maschinellen Helfer als Sicherheit konnte ich auch mal entspannt auf all die bevorstehenden Feiertage zusteuern....

Oh bitte, Weihnachtsmann -frau leg ihn/ sie gleich aufs Band, damit ich gut übers Jahr komme.

Ganz sicher landest du damit einen Tref-fer für viele von uns.

Und da wir schon bei der angedachten Konstruktion genialer Maschinen und Geräte sind:

ein Aero-Amphibien-E-Rolli - vom Prinzip her ähnlich wie dein Rentierschlitten - nur eben auch wasseroberflächengängig, wäreebenfalls eine enorme Unterstützung.

Er sollte bitte einfach ohne bürokratische Hochleistungshürden überwinden zu müssen, unterm Weihnachtsbaum stehen.

Damit hätten sich viele lästige Antragsstellungen und Auseinandersetzungen erledigt:

ich sage nur Bezirk, Verkehrsbetriebe, Aufzüge, Fluggesellschaften...

Neben größtmöglicher Mobilität könnten sich damit völlig neue Arbeitsbilder mit Alleinstellungsmerkmal heraus schälen. Ich denke da an den Agentenbereich, an Zustellungsdienste, an kleinere Batman/woman- Einsätze, Begleitservice, Vergnügungstourenangebote. In fast allen Ausführungen sollte ein Zweitsitz vorhanden sein.

Zum „Ausgehen“ hätte ich gern ein Rentier, ein großes, das an meiner Seite mit in die Stadt stakst, mir den Weg freischaufelt und die Blicke auf sich zieht.

Gerne hätte ich noch einen Schmuse-Sachbearbeiter bei einer Behörde meiner Wahl, der mir zur Abwechslung mal das Leben leichter macht.

Dafür verzichte ich dann auch gern auf Schokolade, Kekse, Glühwein usw.

Das wärs dann auch schon.

Jordanien und die Akzeptanz von Menschen mit Behinderung

von Andrea Schöne

Über mich

Ich heiße Andrea Schöne und studiere „Politik und Gesellschaft“ mit Schwerpunkt Internationaler Politik im 3. Semester. Ich habe die Kleinwuchsform Pseudoachondroplasie, bin 110cm groß und nutze zur Fortbewegung für längere Strecken, da ich nicht so gut gehen kann, einen Elektrorollstuhl für überschaubare Strecken und Reisen nutze ich ein Fahrrad.

Wie alles begann – Die Vorbereitung

Vom 20. August bis 3. September bin ich im Rahmen einer politischen Exkursion über das Land, die Kultur und politische Lage nach Jordanien gereist. Durch Zufall habe ich die Organisatoren der sogenannten „Middle East Excursion“ während einer Exkursion nach Bonn in einer Bar kennengelernt. Da ich ein sehr reisefreudiger Mensch bin und sehr gerne andere Länder und ihre Kulturen kennenlernen, war ich schnell an der Reise interessiert und habe nachgefragt, ob eine Teilnah-



Mein Fahrrad ist auf Reisen ein absolutes Muss

me an der Reise auch mit meinem Kleinwuchs möglich ist. Die Organisatoren sahen darin kein großes Problem und ich habe mich sehr gefreut als ich nach einem Bewerbungsprozess genommen wurde. Den Flug nach Amman habe ich bei opodo online bei dem Flugunternehmen Royal Jordanian gebucht. Da ich noch nie alleine geflogen bin, habe ich einen Direktflug bevorzugt, welcher bei Royal Jordanian möglich war. Ungefähr eine Woche vor Abflug habe ich bei dem Flugunternehmen über zwei

Telefongespräche Assistenz auf dem Flug vom Check In zum Terminal angemeldet.

dem Flugzeugpersonal klar machen konnte, dass ich Hilfe benötige um aus dem Flugzeug



Beginn der Reise

Am 20. August begann meine Reise. Meine Eltern haben mich noch bis zum Check IN vom Gepäck am Münchner Flughafen begleitet. Danach hat mir die Assistenz am Flughafen geholfen, dies hat sehr gut funktioniert. Als ich in Amman, der Hauptstadt Jordanien gelandet bin, hat es erstmal sehr lange gedauert bis ich

herauszukommen. Als ich das Flugzeug verlassen hatte, sah ich jedoch nicht mein Fahrrad, mein Hilfsmittel, wie dies eigentlich am Telefon mit dem Flugunternehmen abgesprochen war, sondern einen alten klapprigen Schiebestuhl. Darin wurde ich dann quer durch den Flughafen geschoben, habe mein Visum erhalten und bin zum Gepäcklaufband gekommen. Dort habe ich meine Koffer gefunden, aber nicht mein Fahrrad. Erst nach ungefähr einer Stunde konnte ich der Assistenz in Jordanien klar machen, dass ich ein Fahrrad als Hilfsmittel habe, welches ich dann auch endlich bekommen habe. Nachdem auch die anderen Teilnehmer alle angekommen waren, sind wir dann in einem Bus zum unserem Hotel in Amman Downtown gefahren. Das Hotel ist ganz neu und hatte einen Aufzug, wobei die Tasten leider nicht in Höhe von Rollstuhlfahrern

angebracht waren. Das Zimmer war schön, nur das Bett viel zu hoch für mich, deshalb musste ich immer mit einem Stuhl hochklettern. Dafür sind die Duschknöpfe genau in der richtigen Höhe für Kleinwüchsige.

Erfahrungen während der Reise

Am nächsten Tag ging es nach Petra, der Fel-

senstadt der Nabatäer, mitten in der Wüste. Dort ist es sehr steinig und es gibt viele Felsen. Mit viel Mühe kam ich durch den Wüstensand mit meinem Fahrrad vorwärts. Petra wurde von den Nabatäern in eine Schlucht, genannt Siq, in den Felsen geschlagen. Die Wege durch die Schlucht sind teilweise recht steil, aber meistens sogar geteert, was die Fortbewegung sehr erleichtert hat. Ich hätte mir auch eine Pferdekutsche oder einen Esel mieten können, nur hätte das ungefähr 30-40 Euro gekostet. Irgendwann, als ich nur noch durch den Wüstensand in der Hitze von ungefähr 40°C gestapft bin, hat ein Beduine mir angeboten mich für ungefähr 6 Euro auf seinem lieben Esel James mitzunehmen. Das Angebot habe ich natürlich sehr gerne angenommen. Da ich vor sechs Jahren einmal reiten gelernt hatte, habe ich mich schnell an die Bewegungen des Esels gewöhnt und weiter ging die Reise. Diesmal viel bequemer und schneller. Eine Exkursionspartnerin hat währenddessen auf mein Fahrrad aufgepasst. Am Ende hat der Beduine mich noch ein Stückchen mehr mit seinem Esel mitgenommen und hat uns geholfen mein Rad durch das Geröll zu tragen. Auch andere arabische Besuche waren sehr hilfsbereit und haben mit uns zusammen gescherzt. Daraus hat sich dann ein Wettrennen mit einem Beduinen auf dem Pferd und mir mit zwei Exkursionsteilnehmern mit meinem Rad, ganz knapp haben wir verloren, aber dafür waren wir die Gewinner der Herzen!

Das Leben von Menschen mit Behinderung in Jordanien

Trotzdem ist mir aufgefallen, dass die Men-

schen dort einen so kleinen Menschen wie mich mit meinen 110cm wohl noch nie gesehen hatten. Ein Beduinenmädchen fragte mich, ob man mein Rad wie eine Pferdekutsche oder einen Esel mieten kann. Da wurde mir schon bewusst, dass Menschen mit Behinderung in Jordanien wohl eher nicht so oft in der Öffentlichkeit auftreten. Eine der Reiseorganisatorinnen hat sich in unserem Hotel mit einem Jordanier unterhalten. Dieser hat einen kleinwüchsigen Freund in Amman, der in einem Krankenhaus arbeitet. Viele Menschen helfen ihm bewusst nicht, weil sie der Meinung sind eine Behinderung ist eine Schande. Auf dem Markt sprach eine Frau Gebete und starrte mich mit vorgehaltener Hand an. Eine Herabsetzung in diesem Ausmaß habe ich vorher kaum erlebt.

Mein Fahrrad dagegen zeigte sich weiterhin großer Beliebtheit, ich hätte es mehr als einmal erfolgreich verkaufen können.

Wie sehr Menschen mit Behinderung aus der Gesellschaft ausgeschlossen werden, zeigte sich erneut bei öffentlichen Gebäuden. Die Diplomatenschule in Amman und eine NGO für Flüchtlinge hatten sehr viele Treppen, aber keinen Aufzug. Nur im Hotel und im Sitz der Jordan Times, der einzigen englischsprachigen Zeitung in Jordanien, gab es Aufzüge.

Nach meinen Erfahrungen mit meiner Behinderung in Jordanien, wolite ich nun wissen was die Medienvertreter zur Situation von Menschen mit Behinderung in Jordanien zu sagen haben. Ein Journalist erzählte mir, dass die Gleichstellung von Menschen mit Behinderung gesetzlich verankert ist. Der Schulbesuch und ein Studium seien mit Hilfe von Assistenz auch



möglich. Das viel größere Problem ist die fehlende Barrierefreiheit und die Diskriminierung, dass Hilfestellung abgelehnt wird. Dies ist mir bereits schon aufgefallen. Alleine hätte ich die Reise wegen den irrsinnig vielen Treppen den fehlenden Aufzügen nicht schaffen können. Ich fühlte mich immer wieder wegen meiner Behinderung unerwünscht und fühlte die verletzenden Blicke. Im Laufe meines Lebens wurden mir wegen meiner Behinderung schon einige Steine in den Weg gelegt, aber nicht in einem so großen Ausmaß. Andere haben einfach entschieden, wer dazugehört und wer nicht. Mir wurde klar: Wäre ich in Jordanien geboren worden, könnte ich niemals so ein selbstbestimmtes Leben führen wie ich es mir in Deutschland erkämpft habe. Auf einmal erkannte ich auch

die Vorzüge in Deutschland zu leben, wenn auch bei weitem nicht alles perfekt ist. Trotzdem bestand ich auch in Jordanien auf meine Rechte und wollte mich nicht durch die gesellschaftlichen Vorgaben ausgrenzen lassen, da sich sonst nichts ändert. Irgendjemand musste den ersten Schritt machen, wenn auch nur einen kleinen. Daher war ich fest entschlossen auch das jordanische Nachtleben zu erkunden, obwohl ich immer im Hinterkopf behalten musste, dass man mich wegen meiner Behinderung wohl nicht einfach reinlassen würde. Genau so kam es. Die Security wollte mich wegen meiner Behinderung nicht in den Club lassen. Dank der Überredungskünste meiner Reisegruppe und einen Tränenausbruch meiner Seite durfte ich dann über einen Hinterein-

gang doch noch den Club betreten. Während der Party beobachtete ich das Geschehen von einer Sitzecke aus und bekam von dem einen oder anderen Jordanier ein Getränk ausgegeben. An dieser Stelle hat meine Behinderung endlich mal keine Rolle gespielt!

Die Katastrophe oder Wie ich es schaffte wieder nach Deutschland einzureisen

Letztendlich wäre es für mich wohl wirklich besser gewesen nicht auf diese Party zu gehen. Eine Exkursionsteilnehmerin hat meine Handtasche für mich getragen und musste diese wegen meiner Digitalkamera mit dem ganzen Inhalt abgeben. Nach der Party habe ich nichts mehr wiederbekommen. Geldbeutel mit Bargeld, Kreditkarte, Personalausweis, Reisepass, Smartphone und die Digitalkamera - alles weg! Daher musste ich an meinem letzten Tag in Jordanien Ersatzpapiere bei der Deutschen Botschaft besorgen.

Ein großes Problem stellten dabei die Taxis dar, weil diese nicht auf die Größe meines eher kleinen Fahrrads ausgelegt waren.

Am nächsten Tag sollte ich, wenn auch ohne meine unterschlagenen Sachen, aus Jordanien abreisen.

Falsch gedacht! Die Grenzpolizei wollte meine Ersatzpapiere von der Deutschen Botschaft nicht akzeptieren und hat mich auf Arabisch befragt, obwohl ich kein Arabisch spreche. Ständig fragte man meine Assistenz, da die Polizei kein Englisch spricht. Völlig verzweifelt und ganz alleine saß solange bei der Grenzpolizei fest bis mein Flieger weg war. Ich konnte es kaum fassen, ich durfte nicht in meine Heimat

Deutschland zurückkehren. Man ließ mir keine Zeit diesen Schrecken zu verarbeiten und zeigte keinerlei Verständnis für mich. Lange Zeit stand ich vor dem Schalter des Flugunternehmens Royal Jordanian, niemand beachtete mich. Irgendwann teile man mir mit, dass ich in 8 Tagen ausreisen könnte. Ich war nahezu mittellos, wie sollte das funktionieren? Immer wieder kamen mir die Tränen und ich wurde immer lauter und eindringlicher.

Ich bin mir sicher, dass mich das Flughafenpersonal und die Grenzpolizei wegen meiner Behinderung nicht ernst genommen haben. Da auch mein Smartphone weg war, konnte ich auch nicht meine Familie in Deutschland und die Deutsche Botschaft anrufen. Das Flughafenpersonal ließ mich erst nach einer Stunde bei der Botschaft anrufen. Meine Familie konnte ich nur dank der Hilfe von anderen Fluggästen, denen ich meine Situation schilderte und sie Verständnis für mich hatten, verständigen. So saß ich insgesamt 6 Stunden alleine auf dem Flughafen fest. Durch einige Telefonate, die ich nicht immer sofort führen durfte, konnte ich dann die Reiseveranstalter verständigen und durch meine Eltern mit einem Diplomaten von der Deutschen Botschaft sprechen. Zusammen mit dem Diplomaten und den Reiseorganisatoren habe ich mein Gepäck wiederbekommen und konnte den Flughafen endlich verlassen! Ein größeres Ziel hatte ich für diesen Tag schon gar nicht mehr.

Der Diplomat Herr Schneider erzählte mir, dass die Deutsche Botschaft in Amman für Menschen mit Behinderung, die in einer solchen Notsituation wie ich es war, keinen Transport seitens der Botschaft erhalten. Herr Schneider

befreite mich völlig freiwillig. Diese Lücke in Auslandsvertretungen, sollte meiner Meinung nach, näher untersucht und eine Verbesserung angestrebt werden.

Letztendlich konnte ich dann erst 4 Tage später ausreisen und bin wohlbehalten wieder am Flughafen in München gelandet.

Fazit

Meine Erfahrungen klingen sicher sehr abschreckend. Dennoch muss ich sagen, dass Jordanien ein wunderschönes und interessantes Land ist. Die Felsenstadt Petra ist sehr sehenswert und ich habe mich in die Wüste regelrecht verliebt.

Sollte ich Jordanien noch einmal besuchen, würde ich dies auf jeden Fall nur mit einer Begleitung machen, auf die ich mich hundertprozentig verlassen kann und will. Dort gilt mein Wort nicht in jeden Fall, da möchte ich sicher gehen, dass meine Begleitung mich auch in meinem Sinne vertritt.

Ich behalte auch meine positiven Erfahrungen stets in guter Erinnerung. Der Beduine bei der Felsenstadt Petra hat mich für wenig Geld auf seinem Esel reiten lassen und es war ihm ein Anliegen mir zu helfen, das habe ich gemerkt. Als ich auf meinem Weg zu den Ersatzpapieren irgendwann nur noch am Ende war und am Straßenrand in Tränen ausgebrochen bin, hat ein reicher Saudi Araber, der mich gesehen hat, mir ungefähr 100 Euro einfach so in die Hand gedrückt, um mir zu helfen. Die Flugreisenden in Amman waren alle sehr betroffen von einer Geschichte und haben mir wirklich alle geholfen. Und selbst die Assistenz bei meinem ge-

scheiterten Rückflug hat sich mehrfach bei mir entschuldigt, dass ich nicht ausreisen durfte und mir geholfen.

Dies zeigt mir, dass Jordanien in Bezug auf Behindertenrechte noch einen sehr langen Weg vor sich hat, aber es immer wieder auch Menschen mit Herz gibt und keine Ignoranz zeigen.

„Spare in der Zeit, dann hast du in der Not.“

von Karin Knoll

Mir diesem Sprichwort bin ich aufgewachsen.

Meine Eltern haben es mir vorgelebt und bis heute bin ich recht gut damit klar gekommen. Eine kaputte Waschmaschine, ein Defekt am Auto oder auch zerbrochenes Geschirr haben mich noch nie in den Ruin getrieben, weil ich immer die Reserven auf einem Sparkonto zur Verfügung habe, welches ich in „guten Zeiten“ regelmäßig auffülle. Ich spare, so wie meine Eltern es mir vorgemacht haben, in Zeiten wo ich kann, damit ich in Zeiten, wo ich etwas brauche, auch etwas habe...

Dann lernte ich Ferdinand kennen und lieben.

Sparen, so wie ich es von meinen Eltern gelernt oder abgeschaut hatte und was mir sehr oft sehr hilfreich war, war für ihn nicht möglich – und ich konnte, will und werde das nie verstehen:

Ferdinand durfte nicht sparen.

Kurz vor seinem zweiten Geburtstag hatte der Polio-Virus ihn auserwählt und - was dieser kleine Virus sicher nicht gewollt hat - zu einem Menschen gemacht, welcher, weil seine Eltern keine Reichtümer besitzen, lebenslänglich auf die „Fürsorge“ des Staates angewiesen



sein sollte. Sowohl die Eltern als auch ihr Kind hatten von nun an neben der Tatsache, dass Ferdinand für immer schwer atem- und körperbehindert bleiben würde, ein Leben in Armut vor sich, welches von den Behörden sehr regelmäßig und sehr gründlich überwacht werden sollte.

Ferdinand und auch seine Eltern jedoch haben gelernt, ihr finanziell kontrolliertes Leben zu meistern und es trotzdem zu lieben. Sie lern-

ten, sich an vielen Kleinigkeiten zu erfreuen und begruben die Hoffnung, jemals ohne Geldsorgen leben zu dürfen.

Dann kam irgendwann ich dazu.

Auch ich bin nicht mit Reichtümern gesegnet, konnte mir aber wegen meiner bereits erwähnten und oft mühsam ersparten Rücklagen doch immer wieder mal so einiges leisten.

So auch die Liebe zu Ferdinand.

Wir fanden einen für uns guten Weg, unsere eigentlich „heimliche“ Partnerschaft zu leben, indem wir unsere jeweils eigenen Wohnung behielten und uns offiziell „nur“ sehr oft (eigentlich immer) gegenseitig besuchten. Dass ich mein Erspartes von nun an nur noch für „UNS“ verwendete, war jedenfalls meine ur-eigenste Sache, denn ich wurde NICHT überwacht.

Aber ich wurde mit einer mir bisher unbekanntem, sehr traurigen Wahrheit konfrontiert:

Dieses gute alte Sprichwort unserer (Ur-, Groß-) Eltern gilt nicht, wenn man als Mensch mit Behinderung auf die Hilfe des Staates angewiesen ist.

Denn all die modernen, weltoffenen und uneigennützigem Politiker, die unseren Staat regieren, halten sich bei diesem Thema lieber an Marcus Tullius Cicero (er lebte von 106 bis 43 vor Christus), der folgenden Satz prägte:

„Magnum vectigal est parsimonia.“
(„Sparen ist eine gute Einnahme.“)

Doch bei dem Wort „Vectigal“ bzw. „Einnahme“ schlägt das Politikerhirn wohl Alarm:

„Wer von dem Kleingeld, welches „wir“ (der Staat) unseren aufgrund ihrer Behinderung erwerbslosen Menschen für ihren Lebensunterhalt zukommen lassen, noch etwas sparen kann, hat (laut Marcus Tullius Cicero, 106 – 43 VOR Christus) Einkünfte!

Und alle Einkünfte werden dem vom Staat finanzierten Lebensunterhalt angerechnet bzw. davon abgezogen.

Liebe Mama, lieber Papa – ich danke euch für das Vorbild, das ihr mir immer gewesen seid!

Die Frage, was ihr mir auf meinem Lebensweg mitgegeben hättet, wenn eine Behinderung mein Leben bestimmt hätte, könnt ihr mir leider nicht mehr beantworten.

Hättet ihr mir geraten, das Geld so wie es kommt auszugeben?

Hättet ihr mir geraten, nicht an die Zukunft zu denken, sondern nur an das Heute und Jetzt?

Hättet ihr mir geraten, nicht zu sparen?

Nein!

Das hättet ihr ganz sicher nicht, denn euer Motto war:

„So gering unser Einkommen auch ist, wir behalten soviel wie möglich für größere Aufwendungen zurück...“

Niemals hättet ihr euch vorstellen können, dass Sparen „sinnlos“ ist.

Niemals hättet ihr euch vorstellen können, dass es Menschen gibt, die nicht sparen dürfen.

Niemals hättet ihr euch vorstellen können, dass eines eurer Kinder mit dem „Verbot“ zu Sparen konfrontiert werden könnte...

Aber ich wurde damit konfrontiert.

Und ich habe erfahren, dass mit zweierlei Maß gemessen wird:

Menschen ohne Behinderung MÜSSEN für ihre Zukunft sparen.

Menschen mit Behinderung DÜRFEN NICHT sparen (weder für ihre Zukunft noch für sonst was...).

„Inklusion“ ist zur Zeit eines der in Bezug auf Menschen mit Behinderung meistverwendeten Wörter hierzulande.

Doch was, so frage ich, nützt die beste Inklusion, wenn man als Mensch mit Behinderung keine Chance bekommt, seine Zukunft auch nur annäherungsweise finanziell abzusichern???

P.S.

Ferdinand hat sowohl das Thema Sparen als auch das Thema Inklusion für sich am 14.07.2014 abgeschlossen. Er ist einfach so eingeschlafen.

Sein lebenslanger Kampf um ein selbstbestimmtes Leben hat ihn wohl müde gemacht.

Ich aber werde, solange ich lebe, nie müde werden, sein Motto sowohl zu leben als auch immer wieder zu veröffentlichen:

„Das Leben ist schön!“

Dollmäns und Semmelfalter - Ein Polio-Märchen

von Karin Knoll

Polios sind freundliche, ehrliche und liebenswerte Geschöpfe, die heutzutage nur noch sehr selten vorkommen. Das liegt hauptsächlich daran, dass die Menschen nie so recht mit ihnen umzugehen wussten und glaubten, sie müssten verhindern, dass sie sich vermehren. Denn Polios werden nicht als solche geboren, sondern ganz unauffällig und herkömmlich als winziges, das Leben mit kräftigem Schreien begrüßendes Menschen-Baby. Nur die Polio-Viren, klitzekleine und mit bloßem Auge nicht sichtbare Geschöpfe, die in großen Scharen weltweit immer auf der Suche nach ihnen sind, erkennen sofort, welchem neuen Menschen ein Leben als Polio zugestanden werden könnte. Schon beim ersten Schrei eines Neugeborenen können sie erkennen, ob ein Polio-Kandidat das Licht der Welt erblickt hat. Wenn dem so ist, versuchen sie eifrig, den neuen Erdenbürger so früh als möglich für sich zu gewinnen. Denn je jünger, unbeschwerter und ursprünglicher der Anwärter, desto größer die Chance, dass sich aus ihm ein echter, manchmal gar ein Königspolio entwickeln könnte. Die Zeit, in der die Viren ein Kind in einen Polio umwandeln, wirkt für die Menschen grausam und gefährlich. Wenn die Entwicklung beendet ist, betrachten sie diese neuen Wesen mitleidig und reihen sie, weil sie es ja nicht besser wissen, in die Kategorie „behinderte Menschen“ ein. Und weil Behinderung nun einmal etwas sehr negatives ist, versuchen hochintelligente

Wissenschaftler seit vielen Jahren, die Aktivitäten der Viren zu stören und arbeiten unerbittlich daran, sie zu bekämpfen und zu vernichten.

Doch trotz all dieser Versuche gelingt es den emsigen Viren auch heute noch ab und zu, diese gelehrten und wohlmeinenden Menschen zu überlisten und neue Polios zu erschaffen.

Königspolios aber, diese hellwachen, sehr klugen und geistreichen Geschöpfe in ihren kleinen, verkrümmten und aus menschlicher Sicht nutzlosen Körpern, gelingen so gut wie nicht mehr, weil die Viren meist bevor sie ihre Arbeit sorgfältig beenden können entdeckt und vernichtet werden...

*Die folgende Geschichte erzählte mir einer der
wenigen Königspolios,
die es heute noch gibt und den ich,
worüber ich sehr glücklich bin,
kennenlernen durfte!*

Frohgestimmt und heiter beginnt ein Königspolio, also ein voll ausgebildeter und überzeugter Polio, jeden Tag, genießt jede Stunde und tut nur das, woran er Freude hat. Ob männlich oder weiblich, Königspolios neiden niemandem etwas, gönnen sowohl ihren Mitpolios als auch ihren Mitmenschen alles, sind sehr einfühlsam, hilfsbereit und für alles offen.

Sie sind kurz gesagt die friedlichsten Wesen auf Erden.

Doch auch sie haben Feinde:

Die Dollmäns

Große, kräftige Vögel sind das, mit schwarzem Federkleid, gewaltigen Krallen und mächtigem Schnabel. Sie lieben die Polios – jedoch nur, um sie zu jagen, zu fangen, zu zerfleischen und häppchenweise zu verschlingen.

Unermüdlich jedoch sind sie vor allem auf der Suche nach den rar gewordenen, appetitlichen Königspolios. Und wenn sie endlich einen ausfindig gemacht haben, lassen sie ihn nicht mehr aus den Augen. Mit durchdringendem, grauenerregendem Krächzen verständigen sie auch auf weite Entfernungen ihre Artgenossen, die dann so schnell wie möglich herbeieilen. Von Ast zu Ast flatternd oder scheinbar uninteressiert auf Wiesen und Straßen nebenher trippelnd bleiben sie immer in der Nähe des Opfers, um eine günstige Gelegenheit für einen Angriff abzuwarten. Sie wissen nur zu gut, dass Königspolios jeglichen Attacken völlig hilflos gegenüberstehen, -sitzen oder -liegen. Und so fällt es ihnen nicht besonders schwer, einen ausfindig gemachten Königspolio zu beschatten und ihn, sobald er alleine ist, mit ihren scharfen Krallen und den stählernen Schnäbeln grausam zu töten, um ihnen danach das zarte Fleisch von den Knochen zu reißen und ihren Heißhunger auf diese Leckerbissen für eine Weile zu stillen.

Es gibt allerdings auch eine andere, freundliche Art von Dollmäns:

Sie haben ein weißes Federkleid und sind den Polios wohlgesinnt. Doch sie leben nur am Meer und ernähren sich überwiegend von kleinen Fischen und anderen Meeresfrüchten. Sobald sie einen Königspolio in ihrer Nähe wissen, verjagen sie die böartigen, schwarzen Namensvettern fanatisch und die kleinen, meist krummen Freunde dürfen sich in Sicherheit wiegen.

Da die Mehrzahl der wenigen, übrig gebliebenen Königspolios jedoch nicht am Meer lebt und somit die gutmütigen, weißen Dollmäns nicht immer ein Auge auf sie werfen können, sind sie leider keine allzu große Hilfe.

Weit entfernt von wohltuenden Meeresbrisen, brausenden Brandungen, herrlichen Sandstränden und den beschützenden weißen Leibwächtern leben die friedvollen Königspolios also stets mit der qualvollen Angst vor den schwarzen Scheusalen. Sie können auch mit niemandem über ihre Todesängste reden, denn kein Mensch würde ihnen glauben. Nur sie kennen diese gefährlichen Feinde, welche für ihre nichtpoliotischen Mitbürger lediglich große schwarze Vögel, aber keine Lebensgefahr darstellen. Man würde sie, sollten sie davon erzählen, nur auslachen. Und ausgelacht zu werden ist für einen netten, kleinen, aber doch sehr selbstbewussten Königspolio so ziemlich das Schlimmste, was ihm neben den schrecklichen Dollmäns widerfahren kann. Also schweigt er und sucht stattdessen immer neue Ausreden, um den Weg, an dem er Dollmäns sieht oder auch nur vermutet, zu meiden.

Eines Tages lag ein unendlich zufriedener, unbeschwerter und glücklicher kleiner Königspolio am Waldrand in einer Wiese und gab sich genüsslich den wohltuenden Abendsonnenstrahlen hin. Er hatte sich von einem menschlichen Freund hier hinlegen lassen und wollte eine Weile mit sich und der Natur alleine sein. Alles war so unendlich friedlich, einige Grillen zirpten noch lustig vor sich hin, fernes Kinderlachen klang wie beschwingte Musik, zu welcher ab und zu ein Specht den Takt hämmerte. Das war ein fröhliches Konzert, dieses entfernte „hahaha, hi, hi, hi – poch poch – hahaha, hi, hi, hi – poch poch – hahaha“

grahhh, grahhh, graaaaaaaaaaaaaahhhh.....

Was war das?

Dem Königspolio gefror schier das Blut in den Adern. Nun konnte er ihn auch sehen, direkt über ihm auf einem Ast starrten böse, lüsterne Augen ihn durchdringend an. Und erneut krächzte das Monster diesen schauerhaften, durch Mark und Bein gehenden Schrei. Schon hoppelte ein weiteres Ungeheuer durch die Wiese auf ihn zu.

Nein, nicht eines, drei, vier und mehr der grauisigen, riesigen gefiederten Gestalten bewegten sich auf ihn zu. Und auch in den Bäumen vermehrten sie sich rasend schnell. Aufspringen und weglaufen wäre die einzige Rettung für ihn gewesen – aber das konnte er ja nicht. Die dünnen, kraftlosen und verkrümmten Beinchen waren dazu nicht fähig, weil ein Königspolio nun mal so gut wie keine Muskelkraft mehr besitzt. Die Ärmchen waren genau-

so hilflos und nicht fähig, irgendetwas oder irgendjemanden zu vertreiben. Das Kinderlachen war verstummt, keine Menschenseele weit und breit. Sogar der Specht hatte aufgehört zu klopfen.

Alles was er sah, waren diese gierigen Augen, in denen deutlich zu lesen war, was gleich passieren würde. Alles was er hörte, war dieses blutrünstige, grauenvolle Gekrächze.

Ein ganz leiser Windhauch und ein gleichzeitig erklingender, kaum hörbarer, dünner, hell und freundlich klingender Ton beruhigten den Königspolio plötzlich auf unerklärliche Weise. Im selben Augenblick flatterten alle Dollmäns gleichzeitig los.

Doch anstatt sich, wie er todsicher zu wissen geglaubt hatte, auf ihn zu stürzen, flogen sie wie von der Tarantel gestochen auf und in alle Himmelsrichtungen davon.

Der kleine Königspolio konnte nicht begreifen, was er hier erlebte:

Dieser leise, hell klingende Windhauch war sichtbar geworden:

Ein winziges, in der Luft wedelndes Wesen, welches ihn an eine nicht ganz durchgeschnittene Semmel erinnerte.

In unglaublichem Tempo, schon beinahe in Lichtgeschwindigkeit wurde das kleine Geschöpf größer und größer, riesig, dann riesengroß und schnappte mit den zwei Semmelteilen nach den flüchtenden Dollmäns. Wie viele der böartigen Biester in diesem danach genauso flugs wieder klein, kleiner, winzig und

unsichtbar werdenden Luftzug verschwunden waren, konnte der hilflose Beobachter nicht sagen. Es konnten 5, 25 oder 200 gewesen sein, jedenfalls war augenblicklich keines der mordlustigen Gestalten mehr zu sehen.

Das Herz des geretteten Königspolios klopfte wild. Dieses Erlebnis war unbeschreiblich, unglaublich, unfassbar. Doch er wollte keinem Menschen jemals davon erzählen, weil ihm das ja doch niemand glauben würde.

Zum Märchen degradiert, als Fabelwesen abgestempelt oder als Phantasiegeschöpf bezeichnet worden war dieses ihm eben begegnete Wesen schon vor langer, langer Zeit.

Aber dieser Königspolio wusste jetzt, dass es den sagenhaften Beschützer und Retter der Königspolios wirklich gibt:

Den Semmelfalter.

WICHTIG:

Der Semmelfalter, eine lateinische Bezeichnung gibt es für ihn nicht, ist ein uraltes Lebewesen der dritten Art. Er ist unsichtbar für alle menschlichen Geschöpfe dieser Erde. Niemand soll an ihn glauben, niemand soll über ihn erzählen. Nur dann wird er in gefährlichen Situationen weiterhin eingreifen.

Da ich eine ganz besondere Beziehung zu dem Königspolio habe, welchem dieses widerfahren ist, darf ich mit ausdrücklichem Einverständnis des Semmelfalters nur DIR diese Geschichte

erzählen. Bitte behalte sie für dich, bitte glaube sie mir nicht und bitte erzähle sie nicht weiter!

Sonst verlieren die wenigen Königspolios, die es noch gibt, ihren Beschützer.

Danke.

Wir stellen uns vor ...



Ich heiße Andrea Schöne und bin 1993 in Ingolstadt geboren. Ich habe Pseudoachondroplasie, eine sehr seltene Kleinwuchserkrankung, die erst ab dem 2. Lebensjahr beginnt. Ich studiere im 3. Semester „Politik und Gesellschaft“ mit Schwerpunkt internationaler Politik an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt mit dem Wunsch später einmal als Journalistin zu arbeiten. In meiner Freizeit bin ich als Reporterin quer durch ganz Deutschland unterwegs und verteidige die Menschenrechte. Zudem interessiere ich mich für Astronomie, reise sehr gerne und gehe regelmäßig auf Metal-Festivals. Besonders wichtig ist für mich mein Leben selbst zu bestimmen und Barrieren, welche sowohl durch die physische Umwelt als auch in den Köpfen der Menschen bestehen, zu überwinden.



Mein Name ist Karin Knoll. Als drittes von fünf Kindern einer eher mittellosen, aber sehr glücklichen Familie (der Vater ein vertriebener Sudetendeutscher, die Mutter ein einfaches „Mädel“ aus Österreich) bin ich 1955 in einem kleinen Ort in Oberbayern geboren. Schreiben war als Kind schon mein Hobby und ich habe bis heute nicht wirklich damit aufgehört. Den Lebensunterhalt jedoch verdiene ich mir als Angestellte im öffentlichen Dienst. Mein privates Glück fand ich 2001, als ich meinem Lebensgefährten Ferdinand kennenlernte, der im Alter von zwei Jahren an Kinderlähmung erkrankt war. Sein Leben „danach“ als Mensch mit schwerer körperlicher Behinderung lebte er sehr überzeugt, selbstbestimmt und vor allem unglaublich gerne. Ermutigt durch sein Vertrauen in meinen Schreibstil begann ich sporadisch, kleine Artikel für Zeitschriften zu verfassen, in denen ich Erlebnisse aus unserem gemeinsamen Leben mit den zahlreichen Steinen, die uns immer wieder in den Weg geworfen wurden, zwar sehr reell, aber meist auch mit viel Zynismus untermalt, schilderte. Ich liebe es, mit Worten zu spielen. Bei einem dieser Wortspiele formulierte ich vor langer Zeit auch mein Lebensmotto:

„Keiner wird je jeden mögen,
doch versuch ichs Tag für Tag,
mein Leben immer so zu leben,
dass ich mich nicht nicht mag.“

Wir stellen uns vor ...



Inge Plangger:

Zeitpunkt der Geburt: ungewiss
Aufgewachsen: mit vielen Hindernissen
Erziehungserfolge: erschreckend wenige
Entwicklungsstand: schwankend
Derzeitiger Status: ergibt sich aus der jeweiligen Perspektive -
 Querdenkerin, Kostenfaktorin, Alltagsheldin, Empowerin, Peer -Supporterin, Beobachterin, Utopistin.



Mein Name ist Erwin Brandl und bin 1964 auf dem Bauernhof meiner Großeltern in Oberwöhr (ein Minikaff in Pfaffenhofen) geboren. Meine erworbene Behinderung nennt sich spinale Muskelatrophie nach Werdnig-Hoffmann. Bin dauerbeatmet und rund um die Uhr auf Assistenz angewiesen.

Ich bin bei LAUTSTARK quasi der „Chef vom Dienst“ und werde mein Bestes geben dieses Magazin am Laufen zu halten.

Mitmachen...

Du findest gut, was wir mit dem Magazin LAUTSTARK machen? Dann hilf uns und verstärke das Team! Wir suchen Redakteure, die Interessantes zu berichten haben und uns unterstützen möchten.

Auch über Leute, die einen eigenen Beitrag veröffentlichen wollen, freuen wir uns. Außerdem interessiert uns eure Meinung zu LAUTSTARK. Leserbriefe, Ideen, Kritiken oder auch Lob schreibt einfach an:

lautstark@aktion-mutante.de

oder

**Erwin Brandl
Karl-Witthalm-Str. 4
81375 München**

Eine Onlineversion gibts bei:
www.aktion-mutante.de

Erwin B

Aktuelle Zahlen

Auflage : 1000 Stück

Preis: kostenlos

Erscheinungstermin: so oft es geht

Anbieterkennzeichnung

Chef vom Dienst

Erwin Brandl (verantwortlich)

Karl-Witthalm-Str. 4, 81375 München

Tel. +49/160/84 88 929

lautstark@aktion-mutante.de

Bei Zusendungen an die Redaktion wird das Einverständnis zum Abdruck vorausgesetzt; ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht jedoch nicht. Abgedruckte Beiträge können gekürzt oder redaktionell bearbeitet sein. Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht der Meinung des Herausgebers entsprechen. Die Urheberrechte der veröffentlichten Beiträge liegen beim jeweiligen Autor.

Herausgeber

VIF Vereinigung Integrations-Förderung e.V.

Klenzestraße 57 c / 2. Hof, 80469 München

Telefon: 089 / 309 04 86 - 0

kontakt@vif-selbstbestimmt-leben.de

Steuer-Nummer: 143/224/20022

Druck

SAXOPRINT GmbH

Enderstraße 92c

01277 Dresden